

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

90 (17.11.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 17. November 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Brandes.

N^o. 90.

Drei ahnungsvolle Bräute.

(Schluß.)

„Erkläre sich das, wer kann,“ sagte er endlich. „Mir ist so etwas noch gar nicht vorgekommen, auch habe ich von einem so seltsamen Falle weder gehört noch gelesen. Das kann gar nicht mit rechten Dingen zugehen.“

Röschen kehrte weinend heim. Das Bäumchen war wieder eingepflanzt und sie hoffte, es werde sich erholen. Mittags sah das Mädchen wenig und drängte die Mutter zur Abreise, damit sie ihrem Wilhelm bald erzählen könne, was dem Citronenbäumchen begegnet sei. Die Mutter sah ganz ernsthaft drein. „Wenn es nur nichts zu bedeuten hat,“ sagte sie.

„Was könnte es denn zu bedeuten haben?“ rief Röschen erschrocken.

„Nun wir werden ja sehen. Ich habe mir die Zeit gemerkt, es war fünf Minuten über drei Viertel auf elf, als es die Blätter hängen ließ.“

Sie wanderten nebeneinander einhüblig, Röschen immer hastig voran und von sichtbarer Unruhe getrieben; die Mutter hinterdrein, sich dann und wann eine Thräne aus dem Auge wischend.

So langten sie in dem Orte der Fabrik an, und traten in Wilhelms Wohnung. Die Mutter bemerkte, wie die Blicke der ihnen Begegnenden mitleidig auf Röschen ruhten, sie sah verweinte Augen und hörte an der Thüre eine Magd flüstern: „Herr Gott, da ist sie! Weiß sie's denn schon? Die Arme!“

Röschen lief die Treppe hinauf in Wilhelms Stube; ein weißes Tuch war über das Bett gedeckt, sie riß es hastig weg. Da lag Wilhelm todt. Röschen schrie jammernnd auf. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen.

Die Hausleute und Verwandte des Verstorbenen traten mit Beileidsbezeugungen hinzu, und die vom Schmerz tief verwundeten Frauen erfuhren, daß der Jüngling wenige Minuten nach drei Viertel auf elf verschieden war.

Als das trostlose Röschen nach Hause kam, war das verhängnißvolle Citronenbäumchen gänzlich verdorrt.

Das beklagenswerthe Kind hat alle späteren Heiraths-Anträge von der Hand gewiesen. Sie lebt einsam auf ihrem Dorfe — ihre Mutter ist auch heimgegangen — von allen Bewohnern desselben geliebt und geehrt. Das verdorrte Citronenbäumchen mit den vertrockneten Blättern hebt sie als eine heilige Reliquie auf. Es soll ihr, wenn sie einst den süßen Erdentraum ausgeträumt, in die Hand gegeben werden, wenn man sie in den Sarg gelegt hat.

3. Das Medaillon.

Die Tochter eines Kirchendieners in Gotha, ein holdes, lebenswürdiges Wesen, hatte die Bekanntschaft eines braven jungen Kaufmanns in Eisenach gemacht. Dies war im Jahre 1808. Beide fanden nun Wohlgefallen an einander und eh' das Jahr zu Ende ging, waren sie Verlobte. Auguste hing mit schwärmerischer Liebe an dem Manne ihrer Wahl, und wenn sie ihn in einigen Wochen nicht gesehen hatte, glaubte sie, nicht leben zu können. Was bildet sich

ein junges, zärtlich liebendes Mädchenherz nicht Alles ein? Der Geliebte ist ihre Welt, ihr Gott.

— Schmidt — dies war der Name des jungen Kaufmanns — dachte ernstlich an sein Etablissement, um die Geliebte so bald als möglich als Gattin an seinen häuslichen Heerd führen zu können, aber es stellten sich ihm mancherlei Hindernisse in den Weg. Seiner Thätigkeit gelang es inzwischen, das Ziel seiner Wünsche bestimmt auf Michaelis festzusetzen.

Im Sommer hatte er sich von einem geschickten Miniaturmaler porträtiren lassen; er ließ das kleine wohlgetroffene Bild in ein goldenes Medaillon fassen und schenkte es der Geliebten zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag. Er hätte ihr keine größere Freude machen können. Sie trug nun das Medaillon stets auf der Brust, wie es damals die Mode mit sich brachte.

An einem schönen Augustsonntage gaben sich beide ein Strekkdchein in dem romantisch gelegenen Dörschen Thal, zwei Stunden von Eisenach, fünf Stunden von Gotha, am Fuße des Thüringerwaldgebirges. Sie sehnten sich einander zu sehen, auch hatten sie viel Nöthiges über das bald zu bestellende Aufgebot, über Trauung und Hochzeit zu besprechen, und der Bräutigam konnte wegen seines jungen Geschäftes nicht nach Gotha kommen, auch mochte er wohl gerne mit der Braut allein seyn, um gänzlich ungestört mit ihr über ihr nahes Glück, über ihre Einrichtung und die tausend kleinen und angenehmen Dinge plaudern zu können, die man aber nur mit einer Verlobten zu besprechen hat, und von denen ein Dritter nichts zu wissen braucht.

Die beiden Verlobten nahmen zusammen ein frugales Mahl ein und erliegen dann auf den herrlichen duftigen und schattigen Waldpfaden den Scharfenberg mit seinem hohen Wartthurm, setzten sich in den Ruinen nieder, labten sich an der schönen Aussicht und hatten die Stunden verkostet, eh' sie es sich versahen. Schmidt mußte endlich an die Rückkehr denken. Er hatte den Weg zu Fuß gemacht. Auguste war zu Wagen gekommen, aber beide sahen ein, daß sie erst in der Nacht die Heimath erreichen würden, so weit war die Zeit vorgeschritten. Sie stiegen den Berg hinab, und Auguste begleitete den Geliebten noch eine Strecke durch das saftig grüne Wiesenthal. Sie hatte sich, wie immer, mit dem so theuern Medaillon geschmückt. Sie sprachen eben, Hand in Hand wandelnd, davon, daß sie sich wegen vielfacher Geschäfte nun nicht eher wieder sehen würden, bis am Tage vor der Trauung, wann er in Gotha eintrreffen wolte. Er betrachtete die schöne Braut während dieses Gespräches oft mit den zärtlichsten Blicken. Plötzlich fielen seine Augen auf das Medaillon an ihrer Brust, und er rief erschrocken: „Was ist denn das mit dem Bilde?“

„Was?“ versetzte sie, und nahm das Medaillon in die Hand, um es ebenfalls zu betrachten. Zu ihrem Schrecken sah sie, daß die Farben des Bildes alle in einander geflossen waren und gar keine Spur mehr von einem menschlichen Antlitz zeigten. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich.

„Mein Gott!“ rief sie, „vor wenigen Minuten sah ich das Porträt noch ganz unverfehrt und jetzt diese schreckliche

Zerstörung! O Himmel, Ernst, das hat ein Unglück zu bedeuten!

„Ängstige dich doch nicht, liebes Herz! Was wird es zu bedeuten haben! Das geht ganz natürlich zu. Du hast geschwitzt und es ist Schweiß in das Medaillon gedrungen, der die Farben angefeuchtet und das Bild zerstört hat.“

Aber Auguste hatte nicht geschwitzt; an der Aussenseite des wohlverwahrten Medaillons war keine Spur von Feuchtigkeit zu entdecken.

„Das ist freilich sonderbar und ganz unerklärlich,“ sagte der Bräutigam bedenklich, nachdem er sich selbst überzeugt hatte. „Aber es gibt tausend Dinge, die wir nicht gleich begreifen können und die nichtsdestoweniger von natürlichen Ursachen herrühren. Alles, was auf Erden ist, entsteht und vergeht nach den Gesetzen der Natur. Vielleicht gelingt es uns noch, den Grund der Zerstörung des Bildes zu entdecken, der vielleicht in den chemischen Gesetzen liegt, denen die Farben unterworfen sind.“

„Aber warum nur gerade jetzt, in diesem Augenblicke, wann wir von einander scheiden wollen. Ach, Ernst, mir ahnet nichts Gutes! Das Herz ist mir vor Angst und Sorgen gepreßt.“

Vergebens redete ihr der Bräutigam zu; sie stellte sich wohl endlich, als werde sie durch seine Worte beruhigt, aber es war in Wahrheit nicht der Fall und mit dem schwersten Herzen entließ sie ihn. Ja, sie rief ihn noch zweimal zurück und weinte schier trostlos an seinem Halse, so daß er sich gleichsam mit Gewalt von ihr losreißen mußte.

In dieser trüben und angstvollen Stimmung langte sie zu Hause an; sie fühlte sich die folgenden Tage keine Minute von derselben befreit und zuweilen steigerte sich die Beklemmung bis zur unerträglichen Angst. Es war ihr stets, als sei ihre Brust mit Centnersteinen belastet, und alle Gesäfte, die sich auf ihre nahe Verbindung bezogen, verichtete sie mit einer ihr selbst unerklärlichen Verdrossenheit, so daß eigentlich nichts Rechtes zu Stande kam.

Das Medaillon hatte sie geöffnet, das Elfenbein, auf welches das Bild gemalt war, herausgenommen, hatte es vielfach geprüft und von Sachverständigen prüfen lassen: die Sache war und blieb unerklärlich und Augustens schlimme Ahnung wurde durch nichts verringert. Die bangende Braut lebte still in sich hinein.

In der ersten Fröhe des 2. Septembers verbreitete sich merkwürdig schnell in der Stadt das Gerücht von dem furchtbaren Unglück, welches Eisenach Abends zuvor um neun Uhr betroffen hatte. Man hatte in Gotha den flammenden Blitz gesehen, welcher das Aufsteigen der Pulverwagen in Eisenach verursacht hatte, und die gothaischen Spritzen legten den sieben Stunden langen Weg in zwei Stunden zurück.

Auguste war die ganze Nacht von beängstigenden müßigen Träumen heimgesucht worden. Die Schreckensklunde erreichte früh ihr Ohr. Sogleich stand die Gewissheit in ihrer Seele fest, daß ihr Verlobter nicht mehr lebe. Vergebens versuchten ihre Angehörigen ihren Jammer zu stillen. Sie reiste denselben Tag noch nach der unglücklichen Nachbarstadt. Ihre Ahnung hatte sich leider nur zu wahr bestätigt. Sie fand nicht einmal die Leiche des jungen Mannes, dem ihr Herz gehört hatte. Er war unter den zusammengestürzten Häusern begraben. Trostlos lehrte sie in die Heimath zurück. Ein unbesiegbarer Ernst bemächtigte sich ihres Lebens. Sie hat sich nicht verheiratet und bewahrt das so wunderbar unheimlich zerstörte Porträt als Andenken an ihren Geliebten und an eine Stunde voll süßer Liebesseligkeit und bitterer Todesahnung.

Jeremiade eines stillen deutschen Bürgers.

Thurerster Freund!

Welche Zeiten! welche Zeiten! Ich glaube, der liebe Gott da droben hat das Regieren satt gekriegt und überläßt nun die Welt ihrem eigenen Schicksal; und daran ist Niemand schuld als die naseweise Jugend, die am Ende den Allmächtigen auch noch vom Thron stürzt und den Himmel als Republik erklärt.

Haben wir, die ruhigen stillen Bürger, im Monat März nicht alles gethan für das Heil des großen Deutschen Vaterlandes? Wir haben die größten deutschen Cofarden, die nur aufzutreiben waren, an dem Hut befestigt; wir haben, um noch mehr zu thun, das schwarz-roth-goldene Band ins Knopfloch gesteckt; wir haben gesungen: „Schleswig-Holstein Meerumschlungen,“ und ein Glas ums andere aufs Wohl der deutschen Errungenschaften geleert. Aber wir wollten Ruhe und Ordnung und absonderlich wollten wir Hochachtung vor dem Begriff des Eigenthums; da hat die liebe Jugend alles Bestehende wie ein Spiel Karten unter einander geworfen und eine babylonische Verwirrung in die Welt gebracht. — Ach, theurer Freund! Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie toll es jetzt in meinem sonst so friedlichen Haus ausseht. Jedes meiner Familienmitgl. ied. bildet eine rasende Partie für sich. Fröh, mein ältester Sohn, ist ein wüthender Republikaner. Er hat sich sein Zimmer roth ausschlagen lassen; er trägt ein rothes Halstuch und eine rothe Weste; er schreibt mit rother Dinte und trinkt leider nur rothen Wein; er schneuzt sich seine Nase nur in rothe Schnupftücher und hat sogar sein Bett roth überziehen lassen, damit er roth-republikanisch schnarche. Am Ende läßt er sich noch roth anstreichen. Sieht er doch jetzt schon beinahe aus wie der Samiel im Freischütz. Unaufhörlich predigt er das Evangelium der Barrikaden, und ärgert sich über unser gestinnungsloses Pflaster, weil es noch nie im Dienst der Revolution war.

Mein jüngster Sohn ist ein Demokrat auf der breitesten Grundlage und ein populärer Volksmann. Er hält lange Reden und verschwenket viel Geld an die Volkshese. Aus wessen Beutel? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Dabei hält er sich sozusagen ein permanentes Kazenmusikkorchester, dessen Mitglieder auf seinen Wink vor dem Fenster jedes mißliebigen Bürgers ohrenzerreißende Symphonien aufzuführen. Versteht sich ebenfalls auf meine Kosten. Vorige Woche bin sogar ich, als Mitglied des unpopulären Gemeinderaths, mit einer solchen Kazenmusikk beehrt worden, bei welcher Gelegenheit mir ein halb Duzend neuer Scheiben von der Volkssouveränität eingeschmissen wurden. Als ich meinem Sohne vorstellte, wie unerhört es wäre, daß ein Vater von seinem eigenen Fleisch und Blut kazenmusikkalisch behandelt werde, und daß dieser Vater seine Schmach noch bezahlen müsse, antwortete er ganz trocken, daß es in der Politik weder Familien- noch Freundschaftsbande gäbe. So ist mein zweiter Sohn. Meine Tochter (Gottlob die einzige) ist sozialistische Schriftstellerin und Präsidentin des hiesigen Frauenklubs. Vor 14 Tagen hat man ihr ein Ständchen gebracht, bei welcher Gelegenheit sie zum Fenster hinaus eine aufreizende Rede hielt und dem Volke das Versprechen gab, seine gerechte Sache bis aufs Aeußerste zu verfechten. Sie schimpfte so wüthend auf die besitzende Klasse, daß ich, der ich im Bette lag, mich schämte, ein wohlhabender Mann zu seyn. Was meine Frau betrifft, so hält sie es mit allen Parteien, besonders mit ihrem ältesten Sohn, dem Rothrepublikaner. Vorige Woche hat sie ihn mit einem rothsammetenen Käppchen überrascht; sie wird ihm vielleicht nächsten Monat an seinem Geburtstag ein goldenes Guillothinchen bescheeren. Mein Buchhalter, der bis vor den Märzger-

rungenschaften ein ganz braver, rechtschaffener Mensch war, ist ein wüthender Communist, dem das Theilen im Kopfe steckt. — Der Mensch führt meine Kasse und denkt ans Theilen! Das ist wahrhaftig kein Spaß!

Wenn ich nun bei Tische unter meiner Familie sitze, so habe ich statt der Tafelfreunden, die bittersten Tafelleiden. Da wird jede Schüssel mit einem Stich- und Schlagwort unserer Zeit gewürzt. Volkssouveränität zur Suppe, Geldaristokratie zum Rindfleisch, Barrikaden zum Gemüse, Proletariat zum Braten und Communismus zum Dessert. Wäge ichs nun ein Wort dagegen zu reden, so werde ich gleich als Reaktionsär und Heuler gescholten. Aber, ich frage Dich, wie könnten meine Kinder die Popularität sich erwählen, wenn ich das Geld dazu nicht erheut hätte? Daß ich Commercienrath bin und den Civilverdienstorden besitze, können mir meine Kinder gar nicht vergeben; sie behaupten, es wäre dies ein doppelter Familienschimpf. Wirklich darf ich den Orden nicht mehr tragen. So streng werde ich von meinen Kindern erzogen. Am Ende werden sie mich noch zwingen, meine weiße Schlafmütze roth färben zu lassen, damit ich als Jakobiner im Kopfsissen stecke. Was soll ich machen? Die Ruhe geht mir über Alles, und um den Hausfrieden zu erhalten, werde ich aus Verzweiflung am Ende noch Republikaner. Gott sei's geklagt!

Dein treuer Freund

Sebastian Fenchelmaier. (Satyr.)

Beruhigungskappen.

Jeder Narr hat seine Kappe; aber nicht Jeder ist ein Narr, der eine Kappe trägt. Die Haube, als weiblicher Puz, ist auch nur eine Kappe, und die Mädchen sind deshalb keine Narrinnen, weil sie unter die Haube zu kommen trachten.

Man möchte im Gegentheil Diejenigen, welche nicht unter die Haube kommen wollen, die Wähligen, Coquetten, Präden, Herzlosen u. s. w. Narrinnen nennen, weil sie nachgerade unter das alte Eisen kommen, und wo altes Eisen ist, da ist Rost, und eine Sache, die verrostet, taugt nichts mehr; ein Herz, an das sich Rost gesetzt, verliert bald die süßen Gefühle für Freundschaft, Zärtlichkeit, Milde, Sanftmuth, und es ziehen mit jedem Rostflecklein ein: der Neid, die Mißgunst, die Eifersucht, die Klatscherei, die Medicance, die Verleumdung, und die Sägemaschine, welche man Chz-abschneidererei nennt.

Dies ist das Loos — nicht aller alten Jungfern; denn es gibt Ehrenwerthe darunter, Engel mit gebrochenem Herzen, Blumen mit geknickter Blüthenkrone, Seelen mit gestorbenen Himmeln, deren Athmen ein ewiges Weinen ist, deren Thränen nicht der Erdboden saugt, sondern die erst jenseits ihren Boden finden und dort trocknen als helle Perlen eines vergeltenden Geschickes; wohl aber ist es das Loos derjenigen, die aus Selbstsucht, Eitelkeit, Herzlosigkeit alte Jungfern geworden sind, die da nur tanzen vor dem Baalsgötzen ihrer eigenen Selbstliebe.

Wanderer, wo Dir eine bezeuget, da schlage ein Kreuz; denn wie der Sägespahn fährt sie mit des Mundes stacheligem Urtheil über Deinen guten Namen und höhnt Deinen Herzensfrühling, weil sie den eigenen sich vergiftet. Es ist darum nicht gut, wenn junge Mädchen in solcher Gesellschaft geduldet werden; sie sind wie der schöne Stechapfel (datura fastuosa), der den Blumen, welche neben ihm blühen, sein Gift mittheilt, und sie mit seinem gefährlichen Hauche schwängert. —

Ich aber spreche hier von den Beruhigungskapp-

chen, welche in den großherzoglich weimarischen Landen erfunden worden sind.

Besagte Beruhigungskappchen sind nicht nur für die Diätetik, sondern auch für die Politik eine wichtige Entdeckung. —

Wer an Wallungen im Kopfe leidet, wer Ohrensausen, Andrang nach dem Hirnkasten u. dergl. hat, braucht nur ein solches Beruhigungskappchen aufzusetzen und die Sache gibt sich.

Darum sind die Beruhigungskappchen zu empfehlen in der Ehe, wenn dem Manne der Kopf brennt, in der Ehe, wenn das Mädchen schmolzt und eifersüchtelt, in der Kammer, wenn den Deputirten die Gedanken mit den Worten davon laufen, in den Zeitungen, wenn die Leute Alles schwarz ansehen und die Andersdenkenden gleich aufessen möchten. Sie sind gesund für die Demagogen und Absoolutisten, welche mit dem Kopfe immer durch die Wand wollen, gesund für junge Poeten, die den Kopf voll Eigendünkels über ihr erstgelegtes Ei, nicht ein und aus wissen, und damit an die hohe Himmelsdecke stoßen, daß es einen hohlen Klang gibt; gut für den Bürger und Bauer, wenn ihn das Raisonfieber erfaßt und er das Regiment oben tadelt, wie ihn der Schnabel gewachsen ist, — gesund für Jedermann und jede Frau! —

Fahnenweihgesang.

Kommt, kommt, die Fahne zu weihen,
Vor Gottes Aug' mit heiligem Sinn,
Und sendet um Gedeihen
Ein frommes Wort zum Himmel hin!
Nehmt, liebe Waffenbrüder,
Das Sakrament hervor,
Und singet Freudenlieder
Dem Herrn im höhern Chor!
Erhebet das Gemüthe,
Und stehet inniglich:
Gott! Deine Treu und Güte
Sei mit uns ewiglich!
Du wollest Deinen Segen,
O Herr, der Fahne stets verleih'n!
Laß sie auf allen Wegen
Ein herrlich Bundeszeichen seyn!
Sie halte fest zusammen,
Die treu im Kampfe steh'n,
Und kühn in Gottes Namen,
Dem Tod entgegen geh'n!
Sie winkt Muth dem Mäden
Im heißen Kampfe zu,
Und wehe sanften Frieden
Den Helden in der Ruh'!
Herr, laß uns muthig wallen,
Wohin die Fahne nimmt den Lauf,
Und schließ' uns, wenn wir fallen,
Als Siegern Deinen Himmel auf!
Wohlan, ihr Waffenbrüder,
Wir zieh'n in Kampf und Streit,
Und singen Jubellieder,
Wenn Gott uns Sieg verleih't!
Doch wenn wir sterbend scheiden
Aus dieses Lebens Noth,
Begrüßen wir mit Freuden
Das ew'ge Morgenroth!
M. Schorr in Uppingen.

Dienstmädchen Poesie.

Ich weine glühende Lava
Ich pläze vor Herzeleid
Weil mein geliebter Kava-
lerist nun zieht weit.

Miscellen.

× Bei dem Herzoglich Buckingham'schen Gante wurde auf eine marmorne Venus von zwei Anwesenden, die das Meisterwerk durchaus nicht fahren lassen zu wollen schienen, fortwährend hartnäckig geboten, bis Einer endlich zu einem ungeheuren Preise den Sieg davon trug. Jetzt stellte sich heraus, daß der Sieger von der Königin beauftragt war, welche mit der Venus ihren Albert überraschen wollte, daß der andere Bieter aber ein Agent des Prinzen Albert war, der das marmorne Kunstgebilde der Königin Viktorie als Präsent zugedacht hatte.

× Frauen, die eine strenge Sittlichkeit heucheln, sich aber dafür in geheim an einem erzdunnen Liebhaber erholen, gleichen den Scheinheiligen; die sich in der Charwoche des Fleisches enthalten und vor den Augen ihrer Hausfreunde nur obligate Fastenspeisen auftragen lassen, aber dafür bei verschlossenen Thüren eine Schöpsenkeule, oder einen Hebrücker verzehren.

× „Da wurden Pilatus und Herodes Freunde.“ Dies ekelhafte Duodrama — wie viel Mal mag's wohl, seit die beiden Herren todt sind, aufgeführt worden seyn auf den Theatern des Hauses, des Amtes, der Geselligkeit und der Politik? — Alle Welt spottet und ärgert sich darüber, komm's aber zum Treffen — ist alle Welt bereit, eine der beiden Rollen zu geben. Bei Friedensschlüssen besonders sind sie von jeher so häufig gegeben worden, daß, wollte man ein allgemeines Friedens-Instrument Siegel stechen lassen, jener jüdische König und römische Landpfleger darin nicht fehlen dürften.

× Das Dorf Rackem in Limburg besitzt, wenn man dem Messager de Land trauen darf, eine Kröte — die 1200 Jahre alt ist. Im Jahre 648 haben die Besitzer des dastigen Schlosses das Thier erblickt und dasselbe, da sich damit ein merkwürdiges Geschick der Familien verknüpfte, ihren Nachfolgern und Erben testamentarisch zur Verpflegung anempfohlen. Die Personen, die damit beauftragt waren, erhielten vom Vater auf den Sohn vererbt bis auf die heutige Stunde jährlich 1200 Franken Gehalt.

× Noch verschiedener, als die Ansichten über des berühmten Danus Mission, über seine Feldherrntalente, seine Stellung zum Hofe, seine Gedichte u. s. w. ist die Aussprache seines Namens. Man hört „Schehakat“, „Jellazih“, „Jellakich“ und mehr dergleichen. Die richtige Aussprache ist „Jellatschitsch.“

Maximitäten-Kästlein.

○ Es wird ein Liebhaber gesucht, der, wenn er sich über Treue und sonstige gute Aufführung zu legitimiren im Stande ist, sogleich antreten kann. Das Nähere in tausend Mädchenherzen.

○ Eine Anzahl Berliner Familien will nächstes Frühjahr nach Australien auswandern, zu den Menschenfressern, um dort wenigstens in Ruhe leben zu können.

○ Thomas Cartwright, ein kleiner Gutsbesitzer in Risborough in England, fuhr mit seinem Karren aus der nächsten Stadt zurück, da fiel ein großer Schäferhund sein Pferd

an und bis es in die Beine. Bei den Bemühungen, den Hund wegzutreiben, fiel der unglückliche Bauer vom Wagen, zerschlug sich den Kopf an einem Steine und blieb auf der Stelle todt. Der Hund wurde nach dem englischen Herkommen noch denselben Tag gehenkt.

○ Ein Betrunkener wollte in einen Omnibus hineinsteigen, aber der Conductor wies ihn zurück mit den Worten: „Hier werden nur anständige Leute reingelassen.“ — „Nu,“ versetzte der Abgewiesene, „denn wer ist man gehn, un mir erscht anständig besaufen, damit des ist hier Einlaß finde.“

○ Ein Schuster in Berlin legte bei einer Wahlversammlung folgendes politische Glaubensbekenntniß ab: „Ich bin Altlutheraner, liebe den König über Alles, hasse den Prinz von Preußen, will die Revolution, verehere Ordnung und Ruhe und stimme unbedingt für eine provisorische Regierung.“

○ Peruanische Höllestrafe. Die peruanischen Verdammten haben in jener Welt den Hunger eines Wallfisches, aber nur den Mund so groß wie ein Nadelöhr.

○ Förster und Friedrich II. Der berühmte Reisende sagte zu Friedrich: „Sire, ich habe fünf Könige gesehen, drei wilde und zwei zahme; aber wie Ew. Majestät noch keinen.“ Friedrich bemerkte zum Staatsrath Heintz: „Der Förster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl.“

○ Auf der Schule zu Heilbronn hieß in der ersten Schülerordnung der Erste „Weiß“ und der Letzte „Wenig.“ Da pflegte Friedrich Taubmann, ihr damaliger Mitschüler, zu sagen: „Unser Primus und Ultimus weiß wenig.“

Charade.

(Wierselbig.)

Im Wörtchen 1, 2, 3 und 4, das, wie Ihr wißt,
Als Militär-Bezirk und Stadt zu finden ist,
Starb jüngst ein Bürgersmann, der reich, und hinterließ
Dem einzigen theuren Sohn, den 1 und 2 man hieß,
Sein Hab und Gut. Der 3 fürwahr kein 1 und 2,
Und dachte bei sich selbst: du hast ja Geld wie Heu;
Drum schau die Mädchen an, ob eine du magst frei'n?
Nicht eine weigert sich, rief laut er: 4 zu seyn;
Denn alle Mädchen zieht das große Wörtchen an:
1, 2 ist jung und schön und 3, 4 reicher Mann.
Er stellte sich darauf bei allen Vätern ein,
War bei dem Wirtseß stets, bei allen Schmauserei'n,
Doch süßlos blieb das Herz, und frei des Jünglings Hand,
Bis er bei'm 1 und 2 mit Handen ward bekannt.
Als er das kleine Kinn mit einem Strich geziert,
Da ward durch einen Blick von ihr sein Herz entführt.
Er löste bald darauf mit einem Ring es ein;
In vierzehn Tagen schon die Hochzeit sollte seyn.
Da geht im Liebesrausch er spät noch durch die Stadt;
Er denkt: ob deine Braut noch Licht im Stübchen hat?
Die Scheiben sind erhell't, er geht auf's Fenster los;
Da, Himmel! — Handchen sitzt auf eines Andern Schooß.
Es packt Verzweiflung ihn; im Bahnwitz lacht er laut
Und ruft: 1, 2, 3, 4, Adieu, du schöne Braut.

Auflösung des Räthfels in Nr. 89:

Paris.